

aktuelle frauenforschung

AufBrüche

Kulturelle Produktionen
von Migrantinnen, Schwarzen und
jüdischen Frauen in Deutschland

Herausgegeben von
Cathy S. Gelbin, Kader Konuk und Peggy Piesche

ULRIKE HELMER VERLAG

1999

Keine Adresse in Deutschland? Adressierung als politische Strategie¹

Manchen Menschen in Deutschland werden Zweitanschriften unterstellt, ja ihre Adresse wird als vorübergehend angesehen. »Woher kommst du?« »Wann gehst du denn zurück?« heißt es immer wieder, gefragt von denen, die ihre eigene Adresse zu kennen meinen. Diese Fragen beruhen auf der unausgesprochenen Annahme, daß die eigene Adresse unproblematisch und selbstverständlich ist, während die Adresse anderer in Frage gestellt werden kann. Die im Alltag so oft wiederholten Sätze wirken sich auf die Angesprochenen aus, indem sie sie ständig auf ein Anderswo verweisen und ihr Hiersein zur Diskussion stellen. Gegen den Strich gelesen, besagen sie aber mehr über die Fragenden und ihr Selbstverständnis als über die Befragten. Die Person, die diese Frage formuliert, unterstellt der Angesprochenen eine von ihr verschiedene Position. Indem sie das Recht beansprucht, diese Frage an die andere zu richten, und damit die andere in eine Außenseiterposition verweist, entwirft sie ein ungleiches Verhältnis zwischen beiden. Diese Ungleichheit entspringt der Einseitigkeit der Fragerichtung. Sie ist nicht so sehr im Inhalt der an sich harmlosen Frage begründet, sondern in der Richtung der Adressierung.

Die Formen von Adressierungen, von denen im folgenden die Rede sein soll, sind in diesem Sinne nicht Straßennamen oder Postleitzahlen, sondern vielmehr sprachliche Phänomene, die das Verhältnis von Adressierenden und Adressaten artikulieren.² Adressierung meint in diesem Fall den Akt, jemanden anzusprechen, sich an jemanden zu wenden oder sich an jemanden zu adressieren. Durch die Adressierung wird die Existenz der anderen bestätigt, oder genauer: die Adressierende signalisiert, daß sie die Andere wahrgenommen hat. Dadurch plaziert sie sich selbst im Verhältnis zur Angesprochenen. Sie drückt damit zugleich das Wesen des Verhältnisses aus. So wird ein Brief nicht nur auf dem Briefumschlag adressiert, sondern beginnt auch mit einer Adressierung wie »Liebe Fatma« oder »Sehr geehrte Damen und Herren« und sagt damit be-

reits etwas über das Verhältnis der Adressierenden zu den derart Angeredeten aus. Jemanden nicht zu adressieren kann umgekehrt ausschließend oder die Existenz verneinend wirken.

Warum ist dies relevant für die Situation von marginalisierten Anderen? »Marginal« bedeutet am Rande stehend, doch kann ein Rand immer nur im Verhältnis zu einem Zentrum definiert werden. Die Definition des Zentrums hängt wiederum von einem umgebenden Rand ab und existiert nicht ohne diesen. Ironischerweise ist also der Rand zentral für das Zentrum. Das Wechselverhältnis, in dem Rand und Zentrum konstituiert werden, wird durch zahlreiche Prozesse ausgedrückt, verändert und kompliziert.³ Diese Prozesse finden nicht bloß auf abstrakter Ebene statt, sondern durchziehen den Alltag auf subtile und nicht so subtile Weise. Wie ich im folgenden zeigen werde, ist das, was als Marginalisierung erlebt wird, unter anderem der Effekt einer Adressierung. Durch die genaue Analyse von Adressierungen kann dieser Prozeß in seine Einzelteile zerlegt und (be)greifbar gemacht werden.⁴ Die Subjektkonstitution rückt dadurch als greifbarer alltäglicher Prozeß und Moment einer (veränderbaren) Positionierung ins Blickfeld.⁵ Die Untersuchung von Adressierungen kann zudem auch zwischen verschiedenen marginalisierten Gruppen differenzieren und historisieren, weil durch sie multiple Positionen registriert werden können.

Im folgenden werden Adressierungen untersucht, die Texten und Aussagen entnommen sind, die sich auf unterschiedliche Weise mit Minderheiten befassen und welche man durchaus als »wohlmeinend« bezeichnen könnte. Während vulgärere Formen des Rassismus oder Antisemitismus mehr oder weniger öffentlich geächtet sind (und trotzdem zahlreich vorkommen), ist der Alltag von vielfältigen subtilen Formen von Marginalisierung durchzogen, die schwieriger zu greifen sind, aber nichtsdestotrotz ihre Wirkung hinterlassen. Hier trägt besonders ein in seinem Selbstverständnis aufgeklärter Diskurs zur Marginalisierung von ethnischen Gruppen bei. Die folgenden Beispiele und Beispielsanalysen geben Hinweise darauf, wo ein tatsächliches gesamtgesellschaftliches Umdenken ansetzen müßte und wo es sich niederschlagen würde. Der Blick auf Formen von Adressierung, die von marginalisierten Subjekten strategisch eingesetzt werden, eröffnet schließlich einen Ausblick auf kreative Möglichkeiten, in Diskurse der Marginalisierung einzugreifen.

Als Reaktion auf die Anschläge in Rostock, Hoyerswerda, Mölln, Solingen und zahlreiche andere Ausbrüche der rassistischen Gewalt

organisierte ein Hamburger Museum im Sommer 1993 einen Tag gegen »Ausländerfeindlichkeit und Xenophobie«. Es lud dazu mit einem Flugblatt ein, das mit den Worten abschloß: »Eintritt frei! Bringen Sie auch Ihre ausländischen Freunde und Nachbarn mit!« Die Absurdität dieser Formulierung, die darin liegt, daß Nicht-Deutsche, obwohl direkt von der Gewalt betroffen, nicht direkt eingeladen werden, scheint für die durchaus wohlmeinenden Verfasserinnen und Verfasser der Einladung nicht offensichtlich zu sein. Wie ist dies möglich? Geht man dieser Frage ernsthaft nach, anstatt dieses Flugblatt als einen Ausrutscher aufzufassen, stößt man auf die strukturellen Momente, die diese Form der Adressierung erst ermöglichen und weiterreichende Implikationen aufzeigen.

Der Veranstaltung im Museum lag, wie vielen anderen dieser Art, die Annahme zugrunde, die sogenannte Ausländerfeindlichkeit beruhe auf Unkenntnis des Anderen. Daher wurde die Strategie gewählt, das »Fremde« bekannt und zugänglich zu machen. Die Konfrontation mit dem Anderen sollte dazu dienen, eine freundlichere Wahrnehmung desselben zu fördern. Doch während das Konzept der Veranstaltung dahin ging, das Andere in den Blickpunkt zu rücken und es in eine positive Wahrnehmung einzubeziehen, widerspricht die Einladung selbst dieser Einbeziehung durch eine ausdrückliche Ausgrenzung, indem »ausländische Freunde und Nachbarn« nicht als potentielle Leserinnen und Leser dieses Flugblattes adressiert werden. Sind sie des Lesens unkundig? Der deutschen Sprache? Auf alle Fälle sind sie nur in Begleitung großzügiger deutscher Freunde eingeladen, als ihre Anhängsel oder Mitbringsel, und nicht als Menschen mit eigenen Standpunkten, Erfahrungen und Interessen. Die Einladung reproduziert dadurch implizit den Rassismus, den sie doch überwinden helfen will. Oder vielmehr: sie reproduziert Rassismus dort, wo sie »Ausländerfeindlichkeit und Xenophobie« begegnen will. Diese Begriffe sind zum einen Euphemismen für Rassismus. Zum anderen sind sie aber durchaus als programmatisch zu verstehen. Denn nicht rassistische Einstellungen und Strukturen werden durch sie analysiert und kritisiert, sondern Rassismus wird zu einem Problem der Gefühle einzelner reduziert. Als Zielgruppe dieser Feindlichkeit werden »Ausländer« und »Fremde«⁶ definiert, unabhängig davon, wie sich diese Menschen, z.B. ich, selbst definieren, z.B. als Inländerinnen.⁷

Was genau geschieht in einer solchen Adressierung? »Bringen Sie auch Ihre ausländischen Freunde und Nachbarn mit.« Die

Adressaten dieses Flugblattes sind, wie dieser Satz schließen läßt, nicht »ausländische Freunde und Nachbarn«. Dieses Flugblatt richtet sich allein an Nicht-Ausländer, was in der Regel »Deutsche« bedeutet. Doch welche Deutschen sind gemeint? Die Einladung richtet sich nicht an diejenigen, die selbst »Ausländerfeindlichkeit und Xenophobie« erfahren. Hier wird auch die Wahl dieser Begriffe im Gegensatz zu Rassismus deutlich: das Problem wird als eines im Umgang mit »Ausländern« und »Fremden« definiert. Dadurch wird Rassismus mit Fremdheit verknüpft, während diese Fremdheit festgeschrieben wird. Ausgeschlossen wird in dieser Konzeption die Möglichkeit, daß auch manche Deutsche Rassismus erfahren. Dies hängt damit zusammen, daß sie von anderen Deutschen (und nicht nur von diesen) oft nicht als solche wahrgenommen werden. Das Flugblatt schreibt an keiner Stelle, daß es beispielsweise Afro-Deutsche oder Asiatisch-Deutsche ausschließt. Meint es sie aber? Insofern das Flugblatt und die Veranstaltung sich nicht an diejenigen richten, die selbst Ausgrenzung erfahren, postulieren sie eine bestimmte Vorstellung von »Deutschen,« die andere Deutsche nicht mitdenkt. Bedeutet die Nicht-Artikulation von Unterschieden unter Deutschen dann, daß diese Unterschiede akzeptiert werden? Oder eher, daß sie weit davon entfernt sind, artikuliert zu werden? Bemerkenswert ist, daß der Ausschluß von Deutschen aus der Kategorie »Deutsche« – die Frage wäre hier, ob sie als Deutsche adressiert werden – in einem anderen Modus erfolgt als beispielsweise der Ausschluß von Migrantinnen und Migranten. Während im vorliegenden Fall Migrantinnen und Migranten zu Objekten im Diskurs werden, bleiben Afro-Deutsche schier unsichtbar. An dieser Stelle ist auch zu bedenken, daß Teile der MigrantInnenbewegung durchaus nicht den Anspruch erheben, als »Deutsche« anerkannt zu werden, sondern Rechte fordern, ohne Deutsche sein zu müssen. Das bedeutet, daß nicht nur die Formen unserer Marginalisierung verschieden sind, sondern auch unsere Ansprüche auf unsere Plätze in dieser Gesellschaft. Dies bezieht sich auch auf unsere Ansprüche und Wünsche, auf bestimmte Weise adressiert zu werden.

Die Adressaten des Flugblattes sollen sich also an fremdländischem Essen und Folklore laben, damit sie nichts gegen sogenannte Ausländer haben. Hätten sie tatsächlich »ausländische Freunde«, würde man doch vermuten, daß sie nicht »xenophob« sind. Und warum sollen sie ihre ausländischen Freunde überhaupt »mitbringen«? Die Veranstaltung ist für mehrheitsdeutsche Besucherinnen und Be-

sucher konzipiert. Diese sollen ein Angebot konsumieren. Durch den letzten Satz lädt das Flugblatt darüber hinaus dazu ein, die eigene Offenheit und Toleranz zur Schau zu stellen und sich so von offenen rassistischen Einstellungen zu distanzieren. Im Endeffekt geht es hier also mehr um das Selbstverständnis der angeredeten Besucherinnen und Besucher als um eine Auseinandersetzung mit Rassismus. Das Museum inszeniert für sich und seine Gäste das eigene aufgeklärte Selbstverständnis, das mithilfe der mitgebrachten ›ausländischen Freunde‹ bewiesen werden soll. Dahinter ragt nicht so sehr ein Unbehagen mit dem Anderen, als vielmehr mit dem Selbst hervor. Die Veranstaltung adressiert also in erster Linie dieses Unbehagen mit sich selbst und versucht, es umzuleiten.

Wie liest jedoch ein ›ausländischer Nachbar‹ diese Einladung? Es heißt »Nachbarn« und »Freunde,« nicht Nachbarinnen oder Freundinnen. Der immer noch vorherrschende sprachliche Ausschluß von Frauen, den die feministische Linguistik seit Jahren aufzeigt, wird auch hier reproduziert.⁸ So ist ›sie‹ doppelt ausgegrenzt. Doch während hinter der Logik der männlichen Sprachform das Argument steht, Frauen seien mitgemeint, wenn Männer angesprochen oder über sie gesprochen wird, liegt der Fall für marginalisierte Gruppen anders. Wir werden eben nicht ›mitgemeint‹, wenn weiße christliche Deutsche sich gegenseitig adressieren, wie das obige Beispiel zeigt. Dieser Unterschied ist auch wichtig für den Unterschied zwischen Frauen der Mehrheitsgesellschaft und Frauen aus marginalisierten Gruppen. Hier wiederum stellt sich die Frage, inwieweit dies beispielsweise auf afro-deutsche Frauen zutrifft. Sind Afro-Deutsche mitgemeint, wenn ›Deutsche‹ adressiert werden? Sind sie es analog zu der Art und Weise, in der Frauen mitgemeint sind, wenn ›man‹ als generischer Begriff benutzt wird? Dies erweist sich als komplexer Zusammenhang, dem weiter nachgegangen werden müßte.

Dieses Flugblatt ist durchaus kein Einzelphänomen. Zahlreiche Adressierungen wie diese zirkulieren in der Öffentlichkeit. Ein Beiheft der Wochenzeitung *Die Zeit* bietet ein weiteres Beispiel. Eine Ausgabe, die sich gänzlich Migrantinnen und Migranten aus der Türkei widmet, kündigt die einzelnen Beiträge auf dem Titelblatt auf Türkisch an.⁹ Der einleitende Artikel fragt in der Überschrift: »Verstehen Sie Türkisch?« und antwortet im Text gleich selbst: »Bestimmt nicht. Deshalb haben Sie sicher auch die Schlagzeilen auf dem Titel [...] nicht verstehen können. Viele [Türken] sind hier geboren, trotzdem

wissen die meisten Deutschen fast nichts über sie.« Das Magazin stellt mit positivem Unterton zahlreiche Migrantinnen und Migranten aus der Türkei vor, unter anderem den Bundestagsabgeordneten Cem Özdemir. In dieser Einleitung zeigt sich jedoch, daß sich *Die Zeit* dieselben Menschen, die sie porträtiert, nicht als Teil ihres Publikums vorstellen kann. Was sich trotz aller liberalen Lippenbekenntnisse nicht verändert, ist die Vorstellung eines ethnisch homogenen Publikums. Gerade hier wird die weiterhin ausstehende Neukonzeption der Bevölkerung Deutschlands deutlich.

Diese Form der Adressierung findet sich nicht nur in schriftlichen Texten, sondern auch in mündlichen Situationen. So wünschte eine (weiße deutsche) Vertreterin der Hamburger Kulturbehörde bei einem Sommerfest mit Musik und Kultur der Roma und Sinti den Besuchern viel Spaß mit der für sie fremden Kultur, ohne im geringsten der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die überwältigende Mehrheit des Publikums offensichtlich selbst Roma oder Sinti waren. Sie wurden somit zu Statisten dieses bunten Festes, waren Teil der Kulisse, nicht des Publikums. Obwohl sehr ähnlich zum Museumsflugblatt und seinem wohlmeinenden Rassismus, funktionierte diese Adressierung etwas anders. Hier wurden die Nicht-Adressierten nicht bloß zu zusätzlichen Anhängseln, sondern exotisiert und Teil des zu Konsumierenden. Nicht die Auseinandersetzung mit ›Ausländerfeindlichkeit‹ stand im Vordergrund der Veranstaltung, wie dies beim »Tag der offenen Tür« im Museum der Fall war, sondern der Genuß des Anderen. In ihrer kurzen Ansprache verwies die Rednerin jedoch nicht nur auf die Kultur, sondern auch auf das Schicksal der Roma und Sinti als Verfolgte unter dem Nazi-Regime und als Opfer des Holocaust. Vor diesem Hintergrund nahm die Nicht-Adressierung der anwesenden Menschen eine zusätzliche Bedeutung an. Wird der Genuß der Kultur zu einer Art nachträglicher Gewissensentlastung? Mit anderen Worten zur Kompensation durch Konsum? Beides, Kompensation als auch Konsum, wird durch die spezifische Form der Adressierung ermöglicht. Dadurch, daß sie nicht adressiert werden, werden die Roma und Sinti zu bloßen Objekten im Diskurs. Als Objekte kann über sie gesprochen und ihre Kultur konsumiert werden. So kann die imaginäre Kompensation in ihrer Gegenwart stattfinden, ohne daß sie daran aktiv teilnehmen müßten.

Diese verbreitete Form der Nicht-Adressierung drückt vor allem aus, daß die Mehrheitsgesellschaft ethnische Minderheiten nicht als

Teilnehmende am Diskurs repräsentiert, sondern hauptsächlich als Objekte ihres eigenen Diskurses. Durch zahlreiche Adressierungen dieser Art wird die Grenze zwischen adressierbaren Subjekten und solchen, die außerhalb der Adressierung positioniert werden, markiert. Daß es keine Rede gänzlich ohne Adressaten gibt, zeigte der russische Theoretiker V. N. Voloshinov bereits in einer Arbeit aus den 20er Jahren. Universelle oder implizite Adressaten seien, wenn nicht ausdrücklich anders benannt, Mitglieder der eigenen Gruppe.¹⁰ Doch was wird jeweils als die eigene Gruppe definiert? Die angeführten Beispiele zeigen, daß die Definitionen ebenso dazu dienen, Subjekte einzuschließen als auch auszuschließen. Sie verweisen damit auf die Produziertheit und den historisch wechselnden Charakter des mit der eigenen Gruppe jeweils Gemeinten. Das vermeintliche Zentrum, von dem ausgeschlossen wird, erweist sich dadurch als vages Phantom, das immer wieder reproduziert werden muß, um sich zu behaupten. Daher ist eine Diskussion um Marginalisierung notwendig, die nicht von einem bestimmten Zentrum ausgeht. Wie die Analyse der Adressierung zeigt, werden nicht primär Subjekte ausgeschlossen, sondern ein breites Spektrum von Subjekten wird auf Positionen innerhalb, außerhalb und am Rande der Adressierbarkeit angesiedelt.

Die historisch wohl längste Auseinandersetzung mit der Beziehung zum Deutschsein haben jüdische Deutsche bzw. deutsche Juden geführt. Allein die Frage, welche Bezeichnung denn angemessen und zutreffend ist, ist schon Teil der Problematik der Adressierung. In diesem Zusammenhang wäre vom ›deutsch-jüdischen Dialog‹ und seinem Scheitern zu reden, weil ›Deutsche‹ auf ›Juden‹ nicht geantwortet haben, das heißt, weil die Adressierung der Majorität durch die Minorität einseitig blieb. Gershom Scholem, der als überzeugter Zionist auf der Unterscheidung zwischen ›Deutschen‹ und ›Juden‹ bestand, schrieb:

Die unendliche Leidenschaft [für die deutsche Kultur und Literatur, insbesondere Schiller und Lessing] hat hier wirklich eine Brücke zu den Deutschen hin gebaut. Aber dieser Brückenschlag ist unglückseligerweise von den Juden aus allein erfolgt. [...] Die Liebesaffäre der Juden mit den Deutschen blieb, aufs Große gesehen, einseitig, unerwidert. [...] Der Liebe der Juden zu Deutschland entsprach die betonte Distanz, mit der die Deutschen ihnen gegenübertraten.¹¹

Was Scholem beschreibt, ist die Situation vor dem Holocaust. Doch die deutsch-jüdische Beziehung hat sich seit Auschwitz grundlegend verändert. Dan Diner hat für die Situation nach dem Holocaust den Begriff der ›negativen Symbiose‹ geprägt. Er beschreibt damit die nunmehr unausweichliche deutsch-jüdische Bezogenheit, die nicht auf einer positiven, kulturellen Basis beruht, sondern auf dem Verhältnis zu Auschwitz.¹² Der Historiker Frank Stern hat als eine weitere Tendenz der Nachkriegszeit den Philosemitismus identifiziert. Diese verspätete Bekundung der ›Liebe zu den Juden‹ (wie der Begriff ›Philosemitismus‹ übertragen werden könnte) sieht er als eine Folge der Verdrängung des unverarbeiteten gesellschaftlichen Antisemitismus an.¹³

Durch ein Beispiel aus dem deutsch-jüdischen Kontext wird eine andere Form und Funktion der Adressierung deutlich. Bei einer Veranstaltung im Sommer 1996 in Hamburg über das Leben und die Schriften der jüdischen Autorin Glückel von Hameln hielt eine Vertreterin der Stadt einen kurzen Begrüßungsvortrag. Sie ging dabei auch auf den Nationalsozialismus und den Holocaust ein und erwähnte besonders das Schicksal der Hamburger Juden. Während ihres Vortrages wandte sie sich direkt an eine Anwesende im Publikum und hieß sie ausdrücklich willkommen. Es handelte sich dabei um eine Nachfahrin einer ehemaligen prominenten jüdischen Hamburger Familie. Die Rednerin hob hervor, daß sie sich freue, diese Vertreterin einer ehemaligen Hamburger Familie, von der so viele ermordet wurden, zu dieser erfreulicheren Gelegenheit wieder in der Stadt begrüßen zu können. So wurde diese jüdische Frau explizit adressiert. Warum schien mir dann jedoch – und nicht nur mir – diese direkte Form der Adressierung so unangebracht zu sein? Was die Adressierung zur Folge hatte, war in erster Linie, daß diese Frau auf bestimmte Weise angesprochen wurde: nämlich als Angehörige von Ermordeten. Nicht nur sie als Lebende wurde adressiert, sondern die Adressierung wies ihr die Position als Stellvertreterin der ermordeten Familienangehörigen zu und fixierte sie an diesen Platz. Diese Adressierung schloß nicht aus, sondern produzierte im Gegenteil eine determinierende, fixierende Form des Einschlusses. Diese in ihrer Tendenz philosemitische Adressierung verweist mit Nachdruck darauf, daß die Problematik, die durch die Analyse der Adressierungen sichtbar wird, nicht eigentlich der Ausschluß ist. Die Adressierung dient vielmehr dazu, die Orte von Subjekten festzulegen.

Bei den Formen von Adressierung, die hier untersucht werden, steht jeweils die Beziehung der Mehrheitsdeutschen zu den marginalisierten Gruppen auf dem Spiel. Wie deutlich wird, handelt es sich dabei um binäre Beziehungen, die sich ergänzen, aber nicht zu einem einzigen Gegensatz reduziert werden können. So werden Afro-Deutsche, Roma und Sinti, Migrantinnen und Migranten, Jüdinnen und Juden zwar jeweils als Andere der Mehrheitsgesellschaft definiert, doch besetzen sie deshalb längst nicht den gleichen marginalen Platz. Erst zusammengekommen produzieren die Gegensätze, was als Majorität (und Norm) und in diesem Fall als ›deutsch‹ gilt. Durch diese Verhältnisse wird das ›Selbst‹ der Mehrheitsgesellschaft definiert. Ein Rand wird geschaffen um etwas, das dann ein Zentrum sein kann. Dieses Konstrukt ist aber keine stabile Einheit, sondern bedarf der Reproduktion. Sprachlich geschieht die Bestimmung dessen, wer oder was in diesem Zentrum ist, bereits durch den Modus der Adressierung. Dadurch wird immer wieder aufs neue definiert, wer auf welche Weise dazugehört.

Wie die verschiedenen Beispiele zeigen, ist die Adressierung ein Medium, welches die Positionierung von Gruppen herstellt und vor allem reproduziert. Trotzdem ist Adressierung jedoch nicht nur ein Medium der Reproduktion der vorherrschenden Zustände, sondern kann durchaus auch als Strategie von marginalisierten Anderen benutzt werden. So thematisieren zwei Gedichte von May Ayim und Aysel Özakin literarisch die Einseitigkeit der Adressierung und deren Rolle im Prozeß der Marginalisierung. Ayims »Afro-Deutsch I« gibt die Stimme einer Person wieder, die sich offensichtlich im Gespräch an jemanden wendet: »Sie sind afro-deutsch? / ... ah, ich verstehe: afrikanisch und deutsch. Ist ja 'ne interessante Mischung! [...] Wollen Sie denn mal zurück? / Wie? Sie war'n noch nie in der Heimat vom Papa?«¹⁴ Die angeredete Person bleibt im Gedicht stumm. Auslassungszeichen und Reaktionen der Sprecherin signalisieren, daß da jemand ist, die nicht zu Wort kommt. Das Gedicht vermittelt also nur eine Seite eines Dialogs, der sich dadurch als Monolog entpuppt. In diesem Monolog werden die Antworten der Angesprochenen kaum wahrgenommen, wie die Struktur des Gedichtes impliziert. Die Andere wird zwar adressiert und nicht ausgeschlossen, doch geschieht dies nur auf eine festlegende, determinierende Weise, ähnlich wie in dem oben angeführten Beispiel einer philosemitischen Adressierung. Diese Form der Adressierung bringt die Andere als Subjekt zum Verstummen. Indem Ayim als Dichterin

eine solche Situation inszeniert, erhält dieser Monolog eine neue Bedeutung. Nicht nur ihre eigene Stimme als Lyrikerin wird hörbar, sondern sie macht die Leserinnen ihres Gedichtes zu den stummen Adressatinnen und vermittelt so die Erfahrung der Marginalisierung, die durch diese Adressierung konstituiert wird.

Auf ähnliche Weise spricht in dem Özakin zugeschriebenen Gedicht »Wie man in Deutschland eine merkwürdige Türkin kennenlernen« nur eine Stimme. Nur deren Fragen und Ausrufe werden vermittelt, während die Antworten der Angesprochenen außerhalb des Gedichtes bleiben: »Wo kommst du her? / Du stehst aber nicht so aus. [...] / Du sitzt ja zwischen zwei Stühlen. / Zwischen zwei Welten, / Kannst du wieder in der Türkei leben? / Du bist bestimmt freier hier [...].«¹⁵ Durch die Auslassung der Antworten konzentriert sich auch dieses Gedicht auf die Stimme der Fragenden und ihre Selbstdarstellung. Die Parallele zu Ayims Gedicht, die deutlich wird, demonstriert, inwiefern es sich bei diesem Phänomen um eine gemeinsame Erfahrung von marginalisierten Subjekten handelt. Obwohl die einzelnen Aussagen, mit denen verschiedene marginalisierte Gruppen konfrontiert werden, sich voneinander unterscheiden, haben diese Aussagen die asymmetrische Struktur der Adressierung gemeinsam.

Während die Gedichte solch einseitige Adressierung imitieren und dadurch bloßstellen, können auch neue Formen von Adressierungen entwickelt werden. Als eine Studentin der ›Migrierten StudentInnengruppe‹ an der Hamburger Universität an einem Aktionstag gegen Rassismus ihren Beitrag im Namen der Gruppe mit den Worten »Liebe Migrantinnen und Migranten« begann, wurde dies vom Publikum als Provokation aufgefaßt und verursachte eine unterschwellig aggressive Reaktion. Diese Reaktion ist vor allem ein Indiz dafür, welch weitreichende Wirkung Adressierung haben kann und auch, daß marginalisierte Gruppen sich ihrer bedienen können.

Ein ganz anderes Beispiel liefert Ruth Klügers Autobiographie *Weiter leben*.¹⁶ Darin beschreibt die Autorin sowohl ihre Kindheit und Jugend, in der sie als österreichische Jüdin von Nazis verfolgt und in Konzentrationslager verschleppt wurde, als auch ihre Überlebensstrategien während und nach dem Holocaust. Die Gegenwart der Autorin spielt dabei eine hervorragende Rolle, da ihre Erinnerungen durch ihre Reflektionen gefiltert und durchbrochen werden. So handelt es sich bei diesem Zeugnis nicht allein um die Wiedergabe vergangener Ereignisse, sondern auch um eine Auseinandersetzung

zung mit der Gegenwart, das heißt vor allem dem Deutschland der neunziger Jahre, in dem diese Ereignisse erinnert und vermittelt werden. In einer für Holocaustzeugnisse ungewöhnlichen Geste adressiert Klüger ihre Lebensgeschichte ausdrücklich an ein nicht-jüdisches deutsches, hauptsächlich weibliches Publikum. Durch ihre Adressierung inszeniert sie einen kritischen Dialog mit diesem implizierten Publikum, der letztlich darauf zielt, eine Selbstbefragung ihrer Leserinnen anzuregen und zu provozieren. An entscheidender Stelle, nachdem sie sich fragt: »Für wen schreib ich das hier eigentlich? [...] ich schreib es für Deutsche«, spricht Klüger ihre LeserInnen direkt an und fordert sie auf: »Werdet streitsüchtig, sucht die Auseinandersetzung.«¹⁷

Obwohl diese Beispiele sehr unterschiedlich sind, verweisen sie auf Momente, in denen Adressierung als Strategie benutzt werden kann. So lenken die Gedichte von Ayim und Özakin die Aufmerksamkeit auf die alltägliche Praxis der Adressierung. Die studentische Ansprache bedient sich bewußt einer ausgrenzenden Adressierung. Klüger dagegen grenzt ihre Adressaten gezielt ein. In beiden Fällen, ob durch Ausgrenzung oder durch Eingrenzung, wird die Majorität als solche und nicht als universelle Kategorie angesprochen. Die ideologische Funktion einer vermeintlich universellen Adressierung wird ausdrücklich zur Sprache gebracht und dadurch gegen sich gewendet und umfunktioniert. Diese und andere Strategien können dazu dienen, eine Reflektion auf seiten der derart (nicht-)adressierten Mehrheitsgesellschaft über sich selbst zu provozieren, indem sie sie mit ihrer eigenen Position konfrontieren.

Anmerkungen

- 1 Für ihre überaus hilfreichen Kommentare zu diesem Aufsatz möchte ich Leslie Adelson, Biddy Martin und Sahinaz Akalin sowie den Herausgeberinnen dieses Bandes ganz herzlich danken. Ohne die anhaltende Unterstützung und den anregenden Dialog mit Michael Rothberg wäre dieser Aufsatz nicht zustande gekommen. Ihm gilt daher mein besonderer Dank.
- 2 Meine Auffassung der Adressierung ähnelt dem Konzept der »Interpellation« oder Anrufung des französischen Philosophen Louis Althusser. Siehe Althusser (1971): *Ideology*, S. 127-86. Dieser nimmt die Anrufung durch den Staat zum Ausgangspunkt seiner Theorie der Subjektconstitution und ihrer ideologischen Funktion. Den Effekt des Ausrufs »Hey du!« durch einen Polizisten auf der Straße führt er als Beispiel für eine Instanz auf, mit deren Hilfe das Subjekt durch den Staat konstituiert wird. Meine Beispiele dagegen sind nicht nur im Verhältnis zum Staat angesiedelt, sondern sie stammen aus verschiedenen Sphären der Öffentlich-

keit (Medien, Flugblättern, Ansprachen etc.). Sie verweisen damit auf die Tatsache, daß die Subjektconstitution nicht auf die Anrufung durch den Staat beschränkt ist.

- 3 Für zwei unterschiedliche Beispiele der Dekonstruktion von Rand und Zentrum, auf die ich mich hier beziehe, siehe Derrida (1967): *La structure*, S. 409f.; sowie Trinh (1989): *Woman, Native, Other*.
- 4 Für eine Analyse, die sich der Kategorie der Adressierung im Kontext eines Minderheitendiskurses bedient, siehe Campt (1996): *African German / African American*, S. 71-88. Sie untersucht das Phänomen von Adressierung im Rahmen ihrer *oral history* Interviews mit Afro-Deutschen.
- 5 Judith Butler betont in ihrer Lektüre Althussters den ambivalenten Effekt der Subjektconstitution. Die Anerkennung als Subjekt ermögliche einerseits die Handlungsfähigkeit, andererseits geschehe sie durch die Unterwerfung unter das Gesetz. Erst im Spannungsfeld zwischen beiden Momenten der Formation des Subjekts entstehe die Möglichkeit einer Veränderung. Vgl. Butler (1993): *Bodies that Matter*, hier S. 121-4.
- 6 »Xenophobie« (griech.) »Furcht vor dem Fremden«.
- 7 Erst durch die Interventionen antirassistischer Gruppen konnte sich der weiterreichende Begriff »Rassismus« in den letzten Jahren durchsetzen.
- 8 Vgl. Pusch (1990): *Alle Menschen werden Schwestern*.
- 9 *Zeitmagazin*, Nr. 51, 12.12.1997.
- 10 Voloshinov (1986): *Marxism and the Philosophy of Language*, S. 83-98.
- 11 Scholem (1993): *Juden und Deutsche*, S. 187, 194, 197.
- 12 Diner (1988): *Negative Symbiose*, S. 243.
- 13 vgl. Stern (1991): *Im Anfang war Auschwitz*.
- 14 Ayim (1995): *Afro-Deutsch I*, S. 18.
- 15 Özakin: *Wie man in Deutschland eine merkwürdige Türkin kennenlernt*.
- 16 Klüger (1995): *weiter leben*.
- 17 ebd., S. 142. Klügers Adressierung kann trotzdem auch als problematisch aufgefaßt werden, da sie die Unsichtbarkeit von Jüdinnen und Juden, die heute in Deutschland leben, festschreibt.

Bibliographie

- Althusser, Louis: *Ideology and Ideological State Apparatuses: Notes towards an Investigation*. In: Ders.: *Lenin and Philosophy and other Essays*. New York, London 1971, S. 127-86.
- Ayim, May: *Afro-Deutsch I*. In: Dies.: *Blues in schwarz-weiß: Gedichte*. Berlin 1995, S. 18-19.
- Butler, Judith: *Bodies that Matter: On the Discursive Limits of »Sex«*. New York, London 1993.
- Campt, Tina: *African German / African American – Dialogue or Dialectic? Reflections on the Dynamics of »Intercultural Address.«* In: *The African-German Experience: Critical Essays*, hg. v. Carol Aisha Blackshire-Belay. Westport, Conn. 1996, S. 71-88.
- Derrida, Jacques: *La structure, le signe et le jeu dans le discours des sciences humaines*. In: Ders.: *L'écriture et la différence*, Paris 1967, S. 409-28.
- Diner, Dan: *Negative Symbiose – Deutsche und Juden nach Auschwitz*. In: *Jüdisches*

- Leben in Deutschland seit 1945*, hg. v. Micha Brumlik et al. Frankfurt a.M. 1988, S. 243-57.
- Klüger, Ruth: *weiter leben. Eine Jugend*. München 1995.
- Özakin, Aysel: Wie man in Deutschland eine merkwürdige Türkin kennenlernt. In: Dies.: *Du bist willkommen*. Gedichte. Hamburg 1985, S. 30-31.
- Pusch, Luise F.: *Alle Menschen werden Schwestern: Feministische Sprachkritik*. Frankfurt a.M. 1990.
- Scholem, Gershom: Juden und Deutsche. In: *Deutschtum und Judentum. Ein Disput unter Juden aus Deutschland*, hg. v. Christoph Schulte. Stuttgart 1993, S. 177-201.
- Stern, Frank: *Im Anfang war Auschwitz: Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*. Gerlingen 1991.
- Trinh, T. Minh-ha: *Woman, Native, Other: Writing Postcoloniality and Feminism*. Bloomington, Ind. 1989.
- Voloshinov, V. N.: *Marxism and the Philosophy of Language*. Cambridge, Mass. 1986.
- Zeitmagazin, Nr. 51, 12.12.1997.

Esther Dischereit

Der kubistische Blick. Wer schreibt eigentlich, wenn ich schreibe?

»Wenn ich ein Wort benutze«, sagte Humpty Dumpty in ziemlich verächtlichem Ton, »dann hat es genau die Bedeutung, die ich ihm zuweise, nicht mehr und nicht weniger.«

»Die Frage ist nur«, sagte Alice, »ob man Wörtern so viele Bedeutungen aufhalsen kann.«

Lewis Carroll¹

Die Atmosphäre der Wörter wird durch gesellschaftliche Prozesse gestaltet, fortlaufend verändert, geschaffen und zerstört. Die Schreiberin bedient sich ihrer im Sinne eines handwerklichen Könnens. Und nimmt teil an der Setzung der Worte, ihrer Konnotationen. Die Beifügungen, der Geschmack an den Wörtern ist für Personen, die einer Mehrheit angehören, anders als für die, die eine Minderheit sind. Dies trifft für die geschlechterdifferente Wahrnehmung ebenso zu wie für den Zusammenhang jüdische/nicht-jüdische Welt, mehrheitsdeutsche und minderheitsdeutsche Welt, deutsche und ›andere‹ Welt. Wie bewegt sich die Schreiberin mit Worten wie ›Schwarze‹, ›blonde Deutsche‹ und ›typisch jüdische Augen‹? Literarisches Schreiben zerbricht an ›political correctness‹. Dennoch kann die Autorin nicht umstandslos Privatheit für ihr Schreiben reklamieren und Unzulässigkeit moralischer Wertung: Die Freiheit des Schreibens findet statt im öffentlichen und politischen Raum.

Reflexionen über Rhythmus, Können und Körpergefühl beim Schreiben. Was hören Sie eigentlich beim Schreiben?

Schreib' ich mich ›heim‹ oder ›fremd‹ oder beides gleichzeitig und unzeitig? Wenn Worte entstehen, sind sie in gewisser Weise immer schon volltrunken, durch die Gaben, die diejenigen dem Kind übermitteln, die es begleiten, wenn es in Sprechen und Sprache Subjekt wird. In diesem Sinne gibt es eine Sprachposition, die zunächst individuell ist und zunehmend gesellschaftlich wird und den Klang ihrer Herkunft stets mit trägt.